

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 34 (1978)
Heft: 5

Artikel: Erbarmt euch des notleidenden Wesfalls!
Autor: Mildenberger, Wolfgang Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421256>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erbarmt euch des notleidenden Wesfalls!

Den unmittelbaren Anlaß, diese Zeilen zu schreiben, gibt mir Ursula von Wieses Stoßseufzer in Heft 3 des „Sprachspiegels“ („Eine Frau existiert nur dank ihres Mannes“). Auch mich stört der Gebrauch des Wesfalls nach dem Verhältniswort ‚dank‘. Und dennoch, ich gestehe es offen und scheue dabei nicht vor einer in jüngster Vergangenheit formelhaft gewordenen Wendung zurück, dennoch empfinde ich eine heimliche Genugtuung darüber, daß es wenigstens noch einen sprachlichen Tummelplatz gibt, auf dem sich der Genitiv austoben kann, auf dem er sich sogar gewisse Übergriffe und Gewalttätigkeiten erlaubt.

Denn allenthalben sonst steht es schlecht um ihn bestellt, den Alleingänger, den Außenseiter unter den vier Fällen unserer Sprache. Jedem aufmerksamen Leser von Texten aus der Zeit der deutschen Klassik — ganz zu schweigen von Schriftdenkmälern älterer Sprachstufen — muß auffallen, wie quicklebendig der Wesfall damals noch war. „Es schenkte der Böhme des perlenden Weins“ schreibt Schiller in einer seiner Balladen („Der Graf von Habsburg“). Hierbei handelt es sich um einen „partitiven Genitiv“: der Dichter bezieht sich nicht auf die Gesamtheit des bei der betreffenden Festlichkeit ausgeschenkten Weines, sondern nur auf den Teil, den der König von Böhmen (als Erzmundschenk bei der Krönung Rudolf von Habsburgs zum Reichsoberhaupt) ausschenkte (jeder der Kurfürsten versah bei der Krönung des deutschen Königs eines der alten Hofämter). Heute müßten wir, viel weniger einprägsam, ein Fürwort zu Hilfe nehmen: „Es schenkte der Böhme von dem perlenden Wein (aus).“ Ich will mich auf dieses eine Gedicht beschränken, um zu zeigen, wie häufig auch das Genitivobjekt, die Ergänzung im Wesfall, vor 200 Jahren noch war und wie sehr es inzwischen vom Harst der saft- und kraftlosen Ergänzungen anderer Art aufgesogen worden ist. „Doch sage, was ist des Kaisers wert an seinem herrlichsten Feste?“, „Daß er labe den Kranken, der sein begehrt“, „Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da, als dächt' er vergangener Zeiten“ heißt es an drei anderen Stellen. Im Deutsch unseres Jahrhunderts stünden, eingeebnet, verblaßt, der Reihe nach ein Dativobjekt (... was ist dem Kaiser wert), nochmals ein Akkusativobjekt (... der ihn begehrt) und schließlich ein Präpositionalobjekt (... als dächt' er an vergangene Zeiten).

Ein rundes Dutzend Verben sind uns erhalten geblieben, die auch heute noch ein Genitivobjekt verlangen (Wir nahmen uns des Waisenkindes an, Dieser Satz bedarf einer Erläuterung, Er bemächtigte sich des Dolches). In einigen Fällen sind die be-

treffenden Verben oder Verbalfügungen so gehoben literarisch geworden, daß der sprachliche Normalverbraucher sie schon gar nicht mehr kennt („Man zieh ihn schnöden Undanks“, „Sein Vorschlag entriet der Logik“, „Ihr Vorgehen ist bar jeglichen Feingefühls“). Vielfach erinnern nur noch stehende Wendungen daran, daß die betreffenden Verben früher den Genitiv regiert haben (Wir besannen uns eines Besseren, Das spottet jeder Beschreibung, Ich danke der Nachfrage). Der Zug nach unten, die Vermassung, Zeiterscheinungen also, die nicht nur auf sprachlicher Ebene zu beobachten sind, erweisen sich als Todfeinde des Genitivobjekts. Mir persönlich — und vielleicht doch nicht nur mir? — ist das stetige Absinken der Sprache auf die Talsohle geistiger Massenabfertigung keineswegs ein Born der Freude, und ich denke mit einer gewissen Wehmut an die Zeiten zurück, als die Königin eines Grimmschen Märchens etwa beileibe nicht ‚einen Sohn bekam‘ oder gar ‚einen Stammhalter kriegte‘ sondern ‚eines Knäbleins genas‘.

Auch die Beifügung im Wesfall, das Genitivattribut, ist von der Sprache des Alltags bedroht. Goethe schrieb noch „Die Leiden des jungen Werthers“, fügte also einem Familiennamen das -s des Wesfalls hinzu. Heute klingt dies ebenso veraltet wie etwa die Fallendungen der Vornamen im Dativ oder Akkusativ („Er brachte Ottilien einen Strauß duftender Rosen“, „Sie sah Eleonoren mit durchdringendem Blicke an“). Noch sind wir nicht ganz so weit, daß wir Sätze wie ‚Meinem Vater seine Schwester ist meine Tante‘ widerspruchlos hinnehmen, aber die Verdrängung des attributiven Genitivs durch präpositionale Formen ist doch schon sehr weit fortgeschritten. Ein Satz wie ‚Das Kind von unseren Nachbarn hat die Masern‘ wird kaum noch als fehlerhaft empfunden. In den Ohren vieler (oder, heute geläufiger: ‚in den Ohren von vielen‘) klingt der echte Genitiv bei geografischen Bezeichnungen (‚die Hauptstadt Schwedens‘, ‚das Einzugsgebiet Basels‘) fast schon geziert. Nahezu ausgestorben ist heutzutage der Genitivus partitivus. Würde ich in einer Gaststätte beispielsweise ‚ein Glas kühlen Bieres‘ verlangen, sähe mich die Bedienung vermutlich ziemlich entgeistert an. Fügen wir noch hinzu, daß auch der adverbielle Genitiv, der übrigens nur in der Einzahl und nie mit weiblichen Hauptwörtern verwendet wird (weil sich bei den Feminina der Wes- nicht vom Wemfall unterscheidet), längst zur Formel erstarrt ist (Er verließ den Saal erhobenen Hauptes, Sie handelte eiskalten Sinnes) und daß der prädikative Genitiv (Du bist des Todes!, Seid ihr des Teufels?) in der heutigen Sprache den Beigeschmack erheblicher Lächerlichkeit hat, so sehen wir, daß der Wesfall fast durchweg auf dem Rückzug begriffen ist und man sich keiner Übertreibung schuldig macht,

wenn man von einem *notleidenden* Kasus spricht. Am Rande sei noch bemerkt, daß man im läblichen Bestreben, den Genitiv zu verwenden, gelegentlich auch des Guten zuviel tun kann. Vor einiger Zeit habe ich in der Zeitschrift „Turicum“ folgenden Satz gelesen: „Ein Mitreisender hatte den Auftrag seines Arbeitgebers, wenn immer möglich in Peking die Witwe dessen Freundes aufzusuchen.“ Hier muß es nun in der Tat heißen „die Witwe von dessen Freund“.

Ja und nun zum Genitiv nach Präpositionen! Es ist unbestreitbar: hier, auf diesem einzigen Gebiet, macht er noch Boden gut, dank genau jenem Gesetz, das sich sonst so nachteilig für ihn auswirkt, dem Gesetz von der Anziehungskraft der Masse zu Lasten der Minderheit. Die Duden-Grammatik zählt 61 Präpositionen auf, nach denen der Wesfall steht, dagegen nur 23, die den Wem- und gar nur 11, die den Wenfall auslösen. Dazu kommen noch neun Verhältniswörter, die auf die Frage „wohin?“ den Akkusativ, auf die Frage „wo?“ den Dativ regieren. Der süddeutsch-schweizerisch-österreichischen Umgangssprache läuft bekanntlich der Genitiv auch nach den Präpositionen „während“ und „wegen“ gegen den Strich. Wir neigen dazu, „während dem Krieg“ und „wegen dem schlechten Wetter“ zu sagen, obwohl in diesen beiden Fällen die Schriftsprache den Wesfall bindend vorschreibt. Scharf prallen die Gegensätze „hie Süden — hie Norden“ bei der Präposition „trotz“ aufeinander. Wir im Süden sagen und schreiben „trotz dem günstigen Ergebnis“, wohingegen sich im genitivbewußteren Norden längst die Form „trotz des günstigen Ergebnisses“ durchgesetzt hat. Scheinbar haben wir die Logik auf unserer Seite: auch das Verb „trotzen“ regiert wie „danken“ den Dativ. Es fragt sich nun aber — und hier scheiden sich eben die Geister —, ob es unbedingt schlüssig ist, daß eine Präposition auf Gedeih und Verderb dem gleichen Fall anhängen muß wie das zugrunde liegende Verb. Denn beim Übergang in ein anderes Tätigkeitsfeld wechselt das Wort gewissermaßen seinen Reisepaß und gleicht sich den Üblichkeiten seiner neuen „Nationalität“ an. Zudem gibt es auch in der Sprache den Zwang der Analogie: weil wir „des Morgens“, „des Nachmittags“, „des Abends“ sagen, hat die Sprache auch die Form „des Nachts“ herausgebildet, und wir haben uns an sie gewöhnt, obwohl sie eigentlich falsch ist, denn „Nacht“ ist ja ein weibliches Hauptwort, das da auf einmal in Mannskleidern daherkommt (was wohl keinen sprachlichen Sittenwächter mehr stört).

Ich werde also „dank meinem Sprachgefühl“ auch weiterhin den Dativ nach „dank“ verwenden, glaube aber, daß — Logik hin, Logik her — dem Genitiv wenigstens diese eine Zukunft gehört.

Wolfgang Ernst Mildenberger